In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 101. Posen, den 21. Oktober 1927. Nr. 101.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

20. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Beethoven fuhr mit beiden Händen in die Luft und jauchte auf.

„Herrgott, wenn ich heute etwas komponiere — das müßte gar gut werden!"

Und er ging dahin, summend und brummend, daß die Bienen und Schmetterlinge auf den seltsamen Kumpan hinschauten und dann entflohen. Sein Antlitz strahlte von innerer Seligkeit, und ein schier überirdisches Leuchten lag auf seinen Zügen. Die Lippen trällerten, die Arme flogen in die Luft, als schlügen sie einem unsichtbaren Orchester den Takt, und so ging er dahin, einmal langsam und bedächtig, dann hinstürmend wie ein junges Füllen auf der Weide.

Die wenigen Leute, denen er begegnete, sahen mit scheuen Blicken auf den seltsamen Wanderer hin, um den es wie eine Aureole strahlte und der dahinschoß wie ein Heiliger oder ein Besessener . . .

Plötzlich blieb Beethoven stehen und sah ergriffen vor sich hin. Dann schloß er die Augen, hob langsam die Hände und ballte dieselben zur Faust, um sie dann rasch niedersinken zu lassen. Dann riß er den Hut vom Kopfe und schleuderte ihn mit einem jubelnden Jauchzen hoch in die Luft . . .

„Ich hab's! Ich hab's!"

Hastig zog er das Notizbuch aus der Rocktasche, und in fliegender Hast warf er Notenköpfe auf die Linien, Reihe um Reihe, Blatt um Blatt, als wollte er die ganze Komposition hier unter Gottes freiem Himmel niederschreiben.

„Das gehört Giulietta!" sagte er dann, im Vollgefühl, etwas ganz besonders Wertvolles und Kostbares geschaffen zu haben.

Dann klappte er das Buch zusammen, hob den Hut vom Boden, der weit von ihm auf die Straße gefallen war, und ging mit ungewohnt großen und raschen Schritten nach der Stadt und nach Hause, wo er die skizzierte Komposition auf seinem Klavier zu spielen begann. Zum offenen Fenster schien bereits der bleiche Mond herein und übergoß den Hingerissenen mit seinem fahlen Licht, daß er einer schier phantastisch gespensterhaften Erscheinung glich . . .

Das war der Geburtstag einer der herrlichsten Werke Beethovens, der so berühmt gewordenen Cis-Moll-Sonate (opus 27), die wegen ihres zauberhaften Stimmungsgehaltes die „Mondschein-Sonate" genannt wurde und die der „Hochgeborenen Gräfin Giulietta Guicciardi in tiefehrfurchtsvoller Ergebenheit" zugeeignet war . . .

Liebe und Glückseligkeit waren Beethoven bei diesem Werke Pate gestanden!

— — — — — — — — — — — — —

„Komtesse, ich will Ihnen heute einmal ein neues Werk vorspielen, an dem Sie Ihre besondere Freude haben sollen," sagte Beethoven an einem der nächsten Tage zu seiner Schülerin Giulietta zu Beginn ihrer Klavierstunde.

„Es soll mich freuen, lieber Meister, wenn es so ist," erwiderte diese.

Beethoven setzte sich an das Klavier und begann seine neue Cis-Moll-Sonate zu spielen, anfangs zart und getragen, dann immer mehr begeistert, daß die Klänge betörend an das Ohr Giuliettas drangen. Sie stand zuerst an der Längsseite des Flügels und lauschte mit angehaltenem Atem den Zaubertönen, die aus dem Instrumente quollen. Beethoven spielte, als wenn er all seine Gefühle und seine ganze Seele zum Ausdruck bringen wollte.

Giulietta trat unhörbar an seine Seite; er bemerkte es nicht und spielte fort und fort, als wenn die ganze Welt um ihn herum versunken wäre.

Die letzten, zauberisch schönen Klänge verhauchten wie der Seufzer eines glücklich Liebenden. Nun sah Beethoven fragend zu ihr auf.

„Wundervoll, ganz wundervoll!" rief sie in ehrlicher Begeisterung.

„Nicht wahr? Und Ihrer würdig?"

„Meiner würdig?" fragte sie betroffen. „Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß diese Sonate Ihnen gehört, daß ich sie Ihnen gewidmet habe, weil Sie mich zu derselben begeistert haben, Giulietta! Daß sie Ihnen gehört, wie ich selbst, mit Leib und Seele und für alle Ewigkeit!"

Giulietta fuhr überrascht zurück, als Beethoven diese Worte in wahrer Leidenschaft hervorstieß und nach ihrer Hand griff.

„Giulietta, Sie wissen doch, daß ich Sie liebe, und ich fühle es, daß auch Sie mich lieben, und nun kann mich nichts mehr davon zurückhalten, vor Ihren Herrn Vater hinzutreten und ihn um Ihre Hand zu bitten!"

„Um Gottes willen!" fuhr Giulietta auf. „Welch ein Gedanke!"

Beethoven sprang auf. „Was soll dieses Wort, Giulietta?" Er bebte vor Erregung am ganzen Körper. „Kann Ihr Vater Ihrem, meinem Glück im Wege stehen, wenn wir beide uns lieben?"

„Gewiß, Beethoven, ich liebe Sie, aber . . ." Sie stockte.

„Was für ein Aber?" drängte er.

„Meine Eltern haben andere Pläne mit mir; ich soll nicht unter meinem Stande heiraten!"

„Unter Ihrem Stande?" brauste Beethoven auf. „Die Kunst verbindet uns und die Liebe! Kann es da noch eine Standesfrage geben?"

„Bei mir wohl nicht, aber bei meinen Eltern!" sagte sie beklommen.

Beethoven biß sich nervös die Lippe und sah sinnend vor sich hin.

„Und doch," fuhr er nach einer Weile auf, „will ich vor Ihre Eltern hintreten und ihnen mein Herz zu Füßen legen, will ihnen sagen, daß es sich um mein Lebensglück und um das ihres Kindes handelt. Ich werde ihren Widerstand bekämpfen und besiegen, wenn ich mich nur Ihrer sicher weiß!"

Giulietta nickte stumm. Sie sagte damit nicht Ja und Nein, doch in ihren ernsten Augen lag es wie eine Verheißung, eine Zusage.

„Schon morgen will ich vor den Herrn Grafen hintreten!" rief Beethoven, und seine Stimme klang fest und zuversichtlich, als ob er seines Erfolges gewiß wäre. „Schon morgen, denn ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger!"

„Sie werden sie noch eine Zeitlang ertragen müssen, Meister!"

Beethoven sah sie mit einem fragenden Blick an.

„Warten Sie noch einige Wochen," bat sie flehenden Tones, „lieber Beethoven! Gerade jetzt würden Sie meinen Papa sehr unzugänglich finden, und es wäre alles verloren, wenn er einmal Nein gesagt hat."

„Noch einige Wochen? Wissen Sie, Komtesse, welche Qual das für mich bedeutet, wie mich der Gedanke an die Ungewißheit lähmt?"

„Sie müssen warten, Beethoven! Ich habe meine Gründe!"

„Darf ich sie wissen, Giulietta?" Seine Augen sahen flehend auf sie.

„Heute nicht, mein Lieber! Gerade heute nicht, wo Sie mir Ihre herrliche Sonate gegeben, deren Eindruck nur zerstört werden könnte, wenn ich Ihnen sagen müßte, was mein Herz so schwer bedrückt!"

Sie fuhr ihm schmeichelnd mit der Hand über sein Haar, und er schauerte zusammen. War es die liebevolle Berührung oder die Sorge um die bedrückende Andeutung, die sie ihm gemacht hatte — er wußte es nicht!

„Ich werde warten!" sagte Beethoven resigniert.

„Und ich will mit Ihnen hoffen!" setzte Giulietta seufzend hinzu.

Mit wehem, wundem Herzen verließ der Meister seine Schülerin . . .

Die folgenden Tage und Wochen waren für Beethoven eine ungemein qualvolle Zeit. So oft er in das Haus des Grafen Guicciardi kam, um seine Klavierstunden mit der jungen Komtesse abzuhalten, war ihm schwer zumute, um so mehr, als diese im Gegensatz zu früher ihm eine gewisse Zurückhaltung in ihrem Benehmen zeigte. Es war ihm gewiß, daß Giulietta vor ihm etwas verbarg, und seine frühere Zuversicht schlug beinahe in das Gegenteil um. Aber trotzdem hielt er an seinem Vorhaben fest, vor den Herrn Grafen hinzutreten und um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

Beethoven wohnte damals in Heiligenstadt, in dessen ländlicher Anmut er sich ungemein wohl fühlte und wo er, trotzdem ihm sein nachlassendes Gehör manche Sorge und Beschwerde machte, freudig an einigen Werken schuf. Er machte eines Tages mit besonderer Sorgfalt Toilette, ließ sich von seinen Hausleuten einen Wagen besorgen und fuhr in die Stadt. Es war elf Uhr vormittags, als er dort eintraf und sich bei dem Grafen Guicciardi melden ließ. Das Mädchen führte Beethoven in das Arbeitszimmer, und es vergingen einige bange Minuten, bevor Graf Guicciardi eintrat.

„Was führt Sie, lieber Meister, zu dieser ungewohnten Stunde zu mir?" sagte der Graf, indem er ihm freundlich die Hand reichte.

Beethoven schluckte ein wenig, bevor er antwortet.

„Etwas ganz Besonderes, Herr Graf, wie Sie sich wohl denken können."

„Sie machen mich neugierig, Beethoven!"

„Ich will keine langen Umschweife machen," sagte Beethoven hastig und doch zögernd, „sondern klar und deutlich heraussagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich liebe Ihre Tochter, Komtesse Giulietta, und werde von ihr wieder geliebt, wie ich fest überzeugt bin!"

Um des Grafen Mund spielte ein ironisches Lächeln.

„Das habe ich und meine Frau schon lange bemerkt, schon seit Sie als Lehrer unserer Tochter in unser Haus kommen, mein lieber Beethoven! Wir haben aber ein, manchmal auch beide Augen zugedrückt, weil wir ja ganz gut wissen, daß solche Liebeleien zwischen Klavierlehrern und der Schülerin allgemein üblich sind und für gewöhnlich nichts zu bedeuten haben."

Beethoven fuhr erregt auf und bemühte sich ruhig zu bleiben.

„Herr Graf! Es handelt sich hier um keine Liebelei . . ."

„Das ist allerdings dann eine andere Sache, aber ich wüßte nicht, was Sie damit bezwecken, Herr van Beethoven."

„Herr Graf belieben zu scherzen," sagte Beethoven erregt, „während es sich für mich um mein ganzes Lebensglück, um meine und Ihrer Tochter Zukunft handelt."

„Meine Tochter bitte ich aus dem Spiel zu lassen," sagte der Graf scharf, „über deren Zukunft habe nur ich zu entscheiden! Was wollen Sie also von mir?"

Vor Erregung begann Beethoven zu zittern.

„Herr Graf, ich wollte — ich möchte — ich bitte um die Hand Ihrer Tochter!"

„Sonst nichts, mein Lieber?" lachte der Graf auf und sah höhnisch auf den bleich und bebend vor ihm stehenden Beethoven.

„Herr Graf, wir lieben uns!" stieß er hervor.

„Was Sie betrifft, so kann ich wohl nichts dagegen tun, aber meine Tochter untersteht mir und meiner väterlichen Gewalt, und ich denke nicht im entferntesten daran, sie mit einem Klavierlehrer zu verheiraten!"

„Herr Graf, ich bin kein Klavierlehrer — ich bin Tonkünstler und Komponist," brauste Beethoven zornig auf, der sich durch den geringschätzigen Ton des Grafen verletzt fühlte. „Mir steht nach dem Urteil der Welt eine große Zukunft bevor!"

„Sie verzeihen, wenn ich Ihrer Zukunft nicht dasselbe Vertrauen entgegenbringe, wie Sie selbst, und was meine Tochter betrifft, so weiß diese ganz genau, daß wir über ihre Hand bereits anderweitig verfügt haben . . ."

Beethoven erblaßte. „Wie, Giulietta weiß," stieß er hervor.

„Die Komtesse weiß, daß Graf Gallenberg unsere Zusage hat, ihr Gatte zu werden, und damit Sie nicht länger in Zweifel über die Unumstößlichkeit dieser Tatsache bleiben, Herr van Beethoven, werden wir die Verlobung schon in den allernächsten Tagen allgemein bekannt geben!"

Beethoven wankte, und er glaubte schlecht gehört zu haben.

„Graf Gallenberg? Dieses Bürschchen? . . ."

„Herr van Beethoven, ich muß Sie bitten, von dem Verlobten der Komtesse Guicciardi mit größerem Respekt zu sprechen!"

„Und Giul — die Komtesse? Ist sie einverstanden?"

„Das ist eine Frage, die Sie nichts angeht, Herr van Beethoven! Im übrigen glaube ich, daß unsere weitere Unterhaltung keinen Zweck mehr hat."

Mit einem gebrochenen Blick sah Beethoven auf den Grafen, der ihm soeben alles zerstört hatte, was er sich in den Träumen der jüngsten Zeit mühsam aufgebaut hatte. Seine Lippen bebten, und von den Worten, die sich auf dieselben drängen wollten, kam keines hervor. Die Enttäuschung war zu furchtbar, und er fühlte es als körperlichen Schmerz, ein Zucken in den Händen, ein Stechen in den Schläfen und ein unheimliches Sausen in den Ohren, während seine Augen starr vor sich hinsahen.

„Herr Graf!" kam es bebend von Beethovens Lippen.

„Ich denke, Herr van Beethoven, wir sind mit einander fertig!"

„Auch gut!" In Beethoven ballte sich die Empörung wie ein Ungewitter zusammen, vor dessen Losbrechen er zurückschauderte. „Ich bitte, der gnädigen Frau Gräfin und der Komtesse meine ergebensten Grüße zu bestellen!" preßte er hervor.

„Ich werde es besorgen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mein „Glücks-Rätsel“.

Von Rolf Seeharsch.

Das Rätselraten ist eine Krankheit, die epidemisch um sich greifen kann, ohne daß sanitäre Maßnahmen getroffen werden. Sie äußert sich in stundenlangem, dumpfen Dahinbrüten, Blutandrang nach dem Kopfe, bei manchem gesteigert zu außerordentlicher Gereiztheit. Ich habe sie, glaube ich, übertaucht, seit ich unlängst gelesen, daß man die Tuberkulose mit Tuberkeln heilt. Denn — so formuliere ich es mir zurecht: eo ipso wäre krankhaftes Rätselraten mit krankhaftem Rätselmachen zu vertreiben! Und ich hatte recht! Ich verschaffte mir ein „guterhaltenes“ Lexikon, und dann ging es los. Wohl hatte ich mir die Sache noch um einiges leichter vorgestellt; aber nun geht es schon recht gut! Ja — das vielfach „verwünschte“ Kreuzworträtsel ist meine Lieblingsbeschäftigung geworden. Es gibt eben komische Heilige! Jede freie Minute und jedes halbwegs freie Stückchen Papier (bei bedruckten Bogen am Rand und zwischen den Zeilen) wird ausgenutzt. Strich — Strich — Strich — eine phantastische Figur ist fertig, und nun aus dem Lexikon die Silben hineingestopft! Alle erdenklichen Sprachen müssen dabei Haare lassen: Geographie ... Metaphysik und — Hundenamen helfen tapfer mit! So entsteht „Werk“ auf „Werk“, und sämtlichen „illustrierten“ Schriftleitungen flattern seither solche Geistesprodukte zu. Viele davon sind „bestens dankend damit versorgt“, viele bringen sie tatsächlich wortwörtlich zum Abdruck, andere verleugnen sogar das Erhalten! Trotzdem das nötige Rückporto beilag! Das nenne ich undankbar! Aber — und dies gilt mir als Hauptsache, ich habe die Epidemie glücklich überstanden, denn ich löse seither kein Rätsel eines anderen Urhebers, und da möge er es noch so theatralisch aufgebaut haben!

Doch nun aber zum Titel! Mein „Glücksrätsel“? Hast du, lieber Leser, schon einmal von solch einem Rätselgebilde gehört? Du brauchst nicht fürchten, daß du nun mit einer neuen Rätselkrankheitsart infiziert wirst! Nein! Eine glückliche Wendung hat mir in letzter Zeit „herzlich“ viel zu tun gegeben, und ich habe mit diesem einzigen Rätsel vielleicht mein großes Glück gemacht! (Unberufen!) Ich habe seit drei Monaten eine — Braut!! Rätselhaft schnell gewann ich dieses Rätsel durch eines meiner Rätsel! Tatsache! Und da ich gern von glücklichen Menschen weiß, so geb ich hiermit mein bis heute gehütetes Geheimnis preis — zuversichtlich hoffend, irgend einem „verknöcherten“ Junggesellen damit einen Typ zum „großen Rennen“ gegeben zu haben.

Ich fuhr da an einem Samstag im August mit der Kleinbahn meinem lieben Jagdhause zu, hatte absichtlich zweckentsprechendes Papier und Bleistift zu Hause „vergessen“ und sehnte mich, nach diesen Wochen der Großstadthast, wieder einmal kindlich nach tiefstem Waldesfrieden! Ja — Schnecken! Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt.

Kommt mir da in der Bahn gerade gegenüber ein Backfisch zu sitzen — fürwahr, ich bin doch sonst ziemlich schwerblütig — aber da — — — nein! Ein Gesichterl ... naturfarben ... und ein paar Augen! Nein nein, so was findet man — zumindest — selten. Oder gar nicht mehr. Ich war „regelig“, ich gestehe es. Und im Geiste bildete ich mir einen recht höflich klingenden Satz, um die reizende Kleine um ihr Reiseziel „anzuquatschen“, da zieht sie (wahrscheinlich durch mein ostentatives Benehmen bewogen!) eine „Illustrierte“ aus der Tasche, bewaffnet sich mit einem Bleistift und vertieft sich in die — Rätselecke! Ich bekam ein Fieber, als stünde ein Sechzehnender in schußbarer Distanz mir im Morgengrauen gegenüber. Meine Augen bohrten sich flimmernd in die Lektüre der Kleinen ... Ohne Zweifel ...! was sie da vor sich hatte, das war ein Rätsel von mir! Also, auch du bist von dieser Epidemie befallen! Armes Kind! ... so dachte ich mir, du zergrübelst dir das liebe Köpferl, und ich, der Baumeister dieses Stumpfsinnes, sitze dabei und weiß das alles! (Aus dem Lexikon!) Geh, frage mich doch. Genau konnte ich die vorerwähnten Krankheits-Symptome wiedererkennen: Dumpfes Dahinbrüten, Blutandrang ... (das dritte Symptom fehlte!) Doch sie schrieb nichts ... Ob sie das monotone Klopfen meiner Flinte an die Waggonwand irritierte Ich stopfte meinen Wettermantel zwischen Wand und Kolben ... und — jetzt schrieb sie! 16 quer strich sie aus — Jagdgöttin, hieß es dort, und „Diana“ setzte sie in die Figur.

Der Zug hielt, Leute kamen ins Kupee. Sie sah nichts und sie hörte nichts. Wir fuhren weiter. Nun strich sie 13 (Hunderasse). „Griffon“ sah ich sie schreiben. Oho, du hast scheinbar gar Verständnis für Jagd?! Aber freilich. Dies grüne Hütchen und das Lodenkostüm — Mensch, das sind doch untrügliche Zeichen! Ich rückte etwas vor auf meiner Bank. Nun konnte ich mitlesen! Ich sah die Buchstaben vor mir kopfstehen, grinsend weideten sie sich an meiner Qual. Da fragte ich mit unsicherem Atem in höflichstem Tone: „Was fehlt Ihnen denn noch?“ Wie aus tiefen Träumen schreckte die Kleine auf: „Ein Fluß in Afrika mit drei Buchstaben,“ lispelte sie errötend. „Nil,“ diktierte ich, und sie schrieb. Nun sah sie auf und ihre Augen blitzten mich an. „Nibelungenfigur, drei Buchstaben.“ (Meinte sie mich? Ich — eine Niegelungene Figur?) Ach ja. „Ute,“ nickte ich, und sie schrieb. Da glitt ihr Blick durch das matte Fenster auf die vorbeieilende Landschaft draußen ... „Hypostase, eine Grundlage, suchen Sie? Etwas schwierig“ (fügte ich in weltmännischer Ruhe bei). — Die Kleine sah mich perplex an: „Ach, Sie haben das Rätsel wohl schon gelöst?“ so fragte sie schelmisch. „Nein, nein! Entschuldigen Sie, wenn ich mich ungeladen mitbeteiligte; ich sehe sehr gut,“ so log ich, „und da konnte ich nicht untätig sein, im Angesichte dieser Schwerarbeit!“ „Aber bitte,“ hauchte ihr liebes Stimmchen, und — sie ließ es geschehen, daß ich ihr Wort für Wort in den Bleistift diktierte. Ich hatte doch ein Interesse, möglichst bald diese geistlose Arbeit beendet zu sehen, um noch einige „vernünftige“ Wörtlein plauschen zu können. Sie schien den Endzweck der Uebung zu kennen, denn sie schob das Blatt in die Tasche und (oder kam es mir nur so vor?) es fiel ihr schwer, eine stille Bewunderung für meine reichen „Kenntnisse“ zu bemänteln. „Sie lösen wohl viel solcher Rätsel?“ fragte sie scheu. „Jetzt nicht mehr,“ entgegnete ich eifrig, „vordem litt ich an derselben Epidemie! Aber — übrigens — wohin reisen Sie?“ — „Ich, wohin ich reise?“ staunte sie, „nicht mehr weit. Ich bin bald am Ziel! Zu meinem Vetter in N. Ich möchte dort morgen mithelfen, einige Rebhühner zu schießen. Mein Vetter hat ein großes Revier, und immer fehlt es an Schützen. (Ich mußte zweimal kräftig schlucken.) Es ist schließlich auch nicht jedermanns Sache, bei dieser herrschenden Hitze durch die Felder zu stapfen. Aber — man ist doch draußen an der Luft und — ein wenig Sonnenbräune hat noch niemand geschadet.“ Dabei lächelte sie, daß mir ein Mund voll weißer Perlenzähnchen entgegenleuchtete.

Mir war es, als fahre der Zug nicht mehr in gerader Richtung nach vorn, nein, im Kreis herum! Eine solche Frau suchte ich doch bis heute! Und bange durchfurchte mich der Gedanke, daß dieser „personifizierte Gleichklang meiner armen Junggesellenseele“ schon in der nächsten Station mir entfliehen könnte, ohne daß ich die nähere Anschrift erfahren hätte. Und in ehrlicher Hast gestand ich vorsichtig tastend ein, daß ich gern auf den Ruhetag in meiner einsamen Jagdhütte verzichten würde) die Ruhe war mir ja doch genommen!), wenn ich da „mitstapfen“ könnte.

„Was mich betrifft, so sind Sie herzlich hierzu eingeladen! Und was meinen Vetter Paul betrifft, wird sich der freuen, einen „Flügelmann“ gefunden zu haben, denn es geht bei ihm auch nicht mehr so, wie er es gern möchte!“

Und da hielt schon der Zug. Die Kleine raffte ihre Sachen zusammen. „Wir sind da!“ lächelte sie, und ich stieg nach. Draußen am Bahnsteig eine braungedünstete, etwas gebeugte Jägergestalt, der mein „Gegenüber“ an den Hals flog. „Ja, wen bringst du denn da mit? Gerade recht so. Können wir brauchen! Weidmannsheil!“ ... und er schüttelte mir die Rechte. Ich stammelte meinen Namen, er nannte den seinen, und wir landeten unter Lachen und Geplauder „daheim“! (Viele Tage darauf erst besann ich mich, daß mein „Gegenüber“ viel früher meinen Vornamen vor dem Zunamen wußte.)

Nun kurz. Ich schoß den anderen Tag wie ein König, trotzdem es am Vortag ziemlich spät geworden war, bis man mir das Gastzimmer zugewiesen hatte. Und der alte Vetter Paul hatte seine Freude an uns. (Was doch „Zündung“ ausmacht.)

So fuhren wir, so lange „Hühnerzeit“ war, jeden freien Tag zu Vetter Paul, und auf einer solchen Heimfahrt küßten wir uns als Verlobte, als wir „schön allein“ waren.

Agathe hatte nun jüngst in einer „Illustrierten“ unter einem Rätsel meinen Namen entdeckt, und da fragte sie mich, ob ich das wäre. Ich sagte „Ja ... oder was hast du denn geglaubt?“ Seither staunt sie mich an. „Ach, darum hattest du „damals“ das alles so gewußt! O du ... (Ein Wort, ein liebes, das mir zur Veröffentlichung zu schade ist!) — Aber gell, wir wollen in Hinkunft auch stets zusammen so kleine, rätselhafte Sachen lösen, ist es doch zur Förderung und Erweiterung seiner Allgemeinbildung riesig nützlich!“ „Ohne Zweifel,“ quittierte ich. (In Anbetracht der Sachlage, konnte ich denn anders?)

Die „Herstellungsart“ meiner Rätsel aber verrate ich ihr erst, wenn sie meine Frau ist. Und (wenn erprobte Frauenkenner recht behalten, daß alle Frauen, ausnahmslos, ob hoch- oder quergelesen, „Rätsel“ sind) so harret meiner noch der Versuch der Lösung, die mir um so schwerer fallen wird, als ich nicht als Urheber in Frage komme, und — ausgerechnet! — das Blatt in meinem Lexikon fehlt.

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages, Berlin, dem Buche „Tannenreiser“ von Rolf Seeharsch entnommen.)

Kleine Anekdoten von großen Leuten.

Voltaire, der Weise, wurde eines Tages gefragt, in welchem Alter man sich verheiraten solle. Der große Ironiker lächelte. „Das kann ich Ihnen ganz genau, sagen,“ erwiderte er schalkhaft, „vor dem vierzigsten Jahr ist es zu früh, nach dem vierzigsten ... zu spät!“

Dumas, der bekannte französische Schriftsteller, bekam eines Tages von einem unbekannten jungen Kollegen ein Schauspiel zugeschickt mit der Bitte, es zu lesen, und sich evtl. zu entschließen, es gemeinsam mit dem Verfasser zu bearbeiten. Dumas war außer sich über diese freche Zumutung und schickte das Manuskript zurück, ohne es auch nur anzurühren. In einem Begleitschreiben aber schrieb er wütend: „Wie können Sie sich unterstehen, einen Esel und ein Pferd zusammenzuspannen?“ Postwendend bekam Dumas die Antwort: „Wie können Sie sich unterstehen, mich ein Pferd zu nennen?“ — Dumas gefiel diese witzige Antwort so, daß er den Schriftsteller bat, ihm sein Stück nochmals zuzusenden.

Bernard Shaw, der große irische Dichter, wurde vor einiger Zeit von einer reichen Amerikanerin, die den Ehrgeiz hatte, mit einem berühmten Gast zu prunken, eingeladen, in ihrem amerikanischen Heim mit ihr und ihren Freunden zu Abend zu speisen. Sie bot ihm als Honorar dafür 5000 Pfund (zweihunderttausend Mark); aber sie hätte keinen Dichter wählen dürfen, den seine Welterfolge reich gemacht haben, denn der große Shaw ließ sich nicht verlocken und lehnte ab. Man könnte sich einen Dichter vorstellen, der das großzügige Anerbieten angenommen hätte, zugunsten eines armen, ringenden Schriftstellerkollegen, und auf dessen Wohl sich ein Glas Wein in Neuyork hätte trefflich munden lassen.

Eine ganz reizende Geschichte von Scribe, dessen Lustspiel „Leonie“ in Berlin augenblicklich in Barnowskys „Berliner Theater“ dank Erika von Thellmann und Georg Alexander Triumphe feiert, erzählt der verstorbene Robert de Flers in seinen Erinnerungen.

In dem Vorzimmer der Direktion eines Pariser Theaters saß der alternde Scribe mit seinem Manuskript unter dem Arm. Er hatte schon eine Stunde dort gesessen und wartete darauf, bei dem Theatergewaltigen vorgelassen zu werden. Und er hatte sich darauf gefaßt gemacht, noch lange warten zu müssen. Denn er war arm. (Barnowsky würde ihn 1927 nicht warten lassen, — Dichtertrost!) Früher war es Scribe auch anders ergangen. Die Theater hatten sich um seine Stücke geschlagen, und der sprudelnde Verfasser hatte Lustspiele um sich gestreut. Seine gesamte Produktion umfaßt zwanzig Bände. Und er wurde vergessen — — bis er starb. Dann lebte er wieder auf. Einer der neuen Götter des Pariser Publikums jener Zeit, von der diese Anekdote erzählt, war Labiche, von dem ein Stück gerade mit größtem Erfolg in dem Theater gespielt wurde, in dessen Vorzimmer Scribe geduldig wartete. Labiche kam, begrüßte den alten Dichterkollegen ehrerbietig und ließ sich bei dem Direktor melden. Der Diener ging hinein, um Labiche anzumelden, und ließ in der Eile die Tür zum Direktionszimmer offen stehen. „Ah, unser Labiche,“ rief der Direktor, „lassen Sie ihn sofort eintreten.“ „Aber Herr Scribe war schon vorher da,“ sagte der Diener, „er hat über eine Stunde gewartet!“ — „Ach, dieser langweilige Scribe!“ rief der Direktor; „es ist schrecklich, er soll wiederkommen!“

Da erhob sich Labiche, faßte Scribe unter den Arm und ging mit ihm zusammen zur Tür hinaus. — Der Diener kam ihnen nachgelaufen und rief: „Herr Labiche, der Herr Direktor möchte Sie gleich sprechen.“ — „Ich wünsche aber nicht, mit dem Herrn Direktor zu sprechen,“ erwiderte Labiche. „Wo Herr Scribe keinen Zugang hat, bin auch ich nicht würdig, vorgelassen zu werden!“

Die Geschichte wurde in Theaterkreisen rasch bekannt, und Labiche wurde seines Verhaltens wegen allgemein bewundert. Er aber sagte: „Es war nichts als Egoismus. Ich dachte mir: wenn mein älterer Kollege so behandelt wird, dann wird man mich höchstwahrscheinlich in zehn Jahren ganz genau so behandeln.“ Robert de Flers, der witzreiche Lustspieldichter, fügt hinzu. „Wenn ich diese Anekdote in meinen Erinnerungen wiedererzähle, so geschieht es ebenfalls aus Egoismus und aus tiefstem Mitleid — mit mir selber!“ Robert de Flers brauchte dieses Mitleid mit sich selber nicht zu haben, denn er hat seinen eigenen Ruhm nicht überlebt.

Galgenhumor.

Lessing ging vor den Toren Wolfenbüttels spazieren. Am Galgen vor der Stadt baumelte ein armer Sünder. „Machen Sie doch geschwind einen schönen Grabspruch auf den armen Kerl da oben!“ sagte Lessings Begleiter. „Nichts leichter als das!“ erwiderte Lessing. „Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht!“

*

Ein zum Tode verurteilter Aristokrat stolperte auf den Stufen der Treppe, die zur Guillotine hinaufführte.

„Ein böses Omen,“ sagte er, „ein Römer würde umkehren.“

*

Der Doktor Terrier sah die Guillotine arbeiten. Ein Bekannter sprach ihn an: „Nun, was sagen Sie dazu?“

Der Doktor antwortete: „Was soll ich sagen? — — — Die Klasse der Halsabschneider ist ans Ruder gekommen!“

*

Pastor Gerst, der als „Pastor Gähsch“ in unzähligen Volksschwänken fortlebt, war Gefängnisgeistlicher in Düsseldorf. Einmal mußte er einen Missetäter zum Schaffott begleiten. Auf dem Wege dahin sagte der Verurteilte:

„Hochwördige Här, wollt Ehr mich ene Gefalle donn?“

„Geweß dat, Jong.“

„Dann sid eso got on sorgt doför, dat se mit dem Köppe noch en Zied wade. Ich wollt eescht gehörige Buß donn.“

Da antwortete Pastor Gerst:

„Leewe Jong, dat kann ich nit, so leid es mich deht. Aewer maak dich keen Sorg! Geköppt wede, es als en ganz nette Buß.“

(Aus Müller-Schlössers „Spaß an der Freude.“ F. Krick Verlag, Leipzig.)

*

Einen sonderbaren Wunsch äußerte ein zum Tode Verurteilter, namens Ibrahim, in Tirana, der etliche Morde auf dem Gewissen hatte. Als er unter dem Galgen stand und die in Albanien üblichen letzten Minuten zur Aeußerung eines Wunsches eingeräumt erhielt, bat er sich aus, noch einmal nach Herzenslust auf die Polizei schimpfen zu dürfen. Darauf wandte sich Ibrahim zur Menge und legte los, um erst zu enden, als die letzte Sekunde der Galgenfrist geschlagen hatte. „Sowie ich auf die Welt zurückkomme,“ schrie er, schon die Schlinge um den Hals, „werde ich es ihr heimzahlen!“

*

Bei einer Hinrichtung in Kentucky erhielt der Verurteilte die Erlaubnis, unter dem Galgen eine Rede zu halten. Er konnte aber vor Aufregung kein Wort herausbringen. Unter den Anwesenden befand sich der Senator Blackborn, der für den Kongreß kandidierte. „Wenn dieser Gentleman,“ fing Blackborn an, „nicht reden kann, wird er vielleicht so liebenswürdig sein und seine Zeit mir abtreten. „Ich gestatte mir,“ fuhr der Senator fort, „mich dem verehrten Publikum als Kandidat vorzustellen.“ In diesem Augenblick unterbrach ihn der Delinquent, der sich inzwischen erholt hatte. „Halt, Kollege Kandidat!“ rief er, „ich bin zwar zum Tode, aber nicht zur Tortur verurteilt, Ihre Rede anhören zu müssen. Los, Henker, erlöse mich so schnell wie möglich von dieser Qual.“

Aus aller Welt.

Ein „schreiender“ Berg. In der Nähe von Copiapó, der Hauptstadt der chilenischen Provinz Atacama, befindet sich ein Berg, den die Eingeborenen als „El Bramador“, das ist der Schreier bezeichnen. Dieser Berg, von dem schon Darwin in seinem Weltreisebericht erzählt, zeichnet sich durch eine besondere Eigentümlichkeit aus. Wenn man ihn besteigt, so hört man, so lange man klettert, ein sonderbares Geräusch, das „Schreien“ des Berges, das aber, sobald man genau acht gibt mit dem Sande, auf dem man geht, zusammenhängt. Der Sand ist nämlich ein sogenannter „singender Sand“, wie man ihn zum Beispiel auch in der Wüste von Colorado antrifft und der, wenn er bewegt wird, ebenfalls ein sonderbares Geräusch erzeugt. Als Ursache des Tönens nimmt man dünne, die Sandkörner umgebende Häutchen an.

Deutsches Bach-Fest 1928. Die Deutsche Bach-Gesellschaft wird ihr 16. Deutsches Bach-Fest 1928 in Kassel veranstalten. Der Intendant des Kasseler Stadttheaters, Ernst Legal, hat den Vorsitz für die Durchführung des Festes übernommen.

Neuentdeckter Komet. Der Astronom van Biesbroeck auf der amerikanischen Yerkessternwarte in Chikago, hat laut einem Telegramm der Kopenhagener Sternwarte am 4. Oktober den siebenten Kometen des Jahres 1927 im Sternbild des Großen Löwen entdeckt. Es handelt sich um den periodischen Kometen Schaumasse, der die provisorische Bezeichnung 1927 g bekommen hat. Seine Helligkeit ist zwölfter Größe, so daß er nur mit größeren Instrumenten zu beobachten ist.

Internationaler Kongreß der bildenden Künstler in Wien 1928. Im Rahmen der Wiener Festwochen wird im Juni 1928 ein Internationaler Kongreß der bildenden Künstler der ganzen Welt stattfinden, dessen Veranstaltung die Wiener Künstlervereinigungen durchführen werden. Auf dem Kongreß werde die Aufgaben der Kunst in der Gegenwart vor dem internationalen Forum zu klären sein, und eine Einigung über verschiedene wirtschaftliche Fragen, wie Autorenschutz, Sozialversicherung und dergl., erzielt werden. Gleichzeitig wird eine große internationale Kunstausstellung veranstaltet, ähnlich jener, die vor zwei Jahren in Venedig stattfand.

Der Gottfried-Keller-Preis 1927. Der bekannte Welschschweizer Dichter C. F. Ramuz hat soeben den Gottfried-Keller-Preis, die höchste literarische Auszeichnung, die die Schweiz zu vergeben hat, erhalten. Eines seiner bedeutendsten letzten Werke, sein Roman „Das große Grauen in den Bergen“, erscheint in Kürze im Verlag C. Weller u. Co., Leipzig, in der Uebersetzung von W. J. Guggenheim.

Fröhliche Ecke.

Seemannslatein. Die Kälte war am Nordpol so intensiv, daß wir uns hüten mußten, unsere Hunde einmal zu streicheln.“

„Na — und warum?“

„Warum? — — Ihre Schwänze waren nämlich steif gefroren, und wenn sie damit wedelten, brachen sie ab!“

Berechtigte Frage. „Mutti, frißt ein Maulwurf auch, wenn er tot ist?“

„Aber mein Kind?“

„Ja, aber Mutti, du sagtest doch, du willst deinen Maulwurf füttern lassen?“

Die fünf Sinne. In der Schule werden die fünf Sinne besprochen, und der Lehrer fragt im Laufe der Debatte:

„Und wozu ist die Nase da?“

Worauf Emil antwortet:

„Damit man sie putzen kann.“

Nächtliches Intermezzo. „Sagen Sie mal, bei Ihnen im Oberstübchen ist das wohl nicht in Ordnung? Nun hab' ich Ihnen den Schlüssel schon dreimal aufgehoben und immer werfen Sie ihn wieder hin. Jetzt können Sie ihn sich allein aufheben!“

Der Betrunkene: „D — hup — — d — das ist ja gar nicht meiner — hup.“

Ein angenehmer Mitbürger. Ein Trapper betritt das Bureau eines Rechtsanwalts:

„Verlangen Sie hohe Honorare?“

„Kommt drauf an.“

„Was nehmen Sie zur Verteidigung eines Mannes, der seine Frau totgeschlagen hat?“

„Hundert Dollar.“

Eine Stunde später kommt der Trapper wieder, legt 100 Dollar hin: „So, die Frau wäre ich los!“

Mechanismus. „Und was tatst du, als der Kerl dich so beschimpfte?“

„Ich antwortete mechanisch!“

„? ? ? ? ? ?“

„Ich habe ihm einen Hammer an den Kopf geworfen.“

Er hat Zeit. „Ihr Puls geht sehr langsam, lieber Mann.“

„Ach, det macht nischt, Herr Doktor, ick habe Zeit.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.